Familienblätter
Sonntags-Beilage der Posener Zeitung.

Nr. 20. Posen, den 15. Mai. 1892.

Primula veris.

Erzählung von A. Brüning.
(Fortsetzung.)

Er hatte die Genugthuung, in Gabrielens Augen einem Freudenstrahl zu begegnen, und als er im weiteren Verlauf des Gesprächs die Absicht kund gab, an dem zu ihrem Boudoir bestimmten Zimmer einen Glaserker herausbauen zu lassen, damit sie auch im Winter dort sitzen und auf das Meer schauen könne, reichte sie ihm sogar aus freien Stücken mit einem dankbaren Aufblick ihre kleine Hand. Freilich erröthete sie dabei, als ob sie ein Unrecht beginge, und um den weichen Mund zuckte es wie von verhaltenen Thränen. Noch mehrmals im Laufe des Tages gewahrte Manfred Blanden im Antlitz seiner Braut diesen seltsamen, aus Wehmuth und Dankbarkeit gemischten Ausdruck, aber er glaubte ja eine Erklärung dafür zu haben in den aufregenden und peinlichen Ereignissen, die der Verlobung vorhergegangen. Ueberdies hatte der Banquier einen Moment des Alleinseins benutzt, um ihm zuzuflüstern: „Sie müssen ein wenig Geduld mit ihr haben, Blanden, das arme Kind hat furchtbar gelitten während der letzten Tage. Ihre Nerven sind noch angegriffen — nicht wahr, Sie verstehen mich?" Blanden hatte darauf seinem zukünftigen Schwiegervater beruhigend die Hand gedrückt und seine zarte Rücksichtnahme gegen Gabriele womöglich noch verdoppelt. Nach dem Souper, während dessen sie sich häufig versprochen und ihren Verlobten mit „Sie" angeredet hatte, führte er sie in eine Fensternische und sagte freundlich auf die mit gesenktem Köpfchen vor ihm Stehende herabblickend:

„Was meinst Du, Gabriele, ist es Dir lieber, daß wir vorerst „Sie" zu einander sagen, bis wir uns näher kennen gelernt haben?" „Nein o nein — vergieb mir, Manfred — Du bist so gut", kam es da halb erstickt von ihren Lippen, und ehe er es hindern konnte, hatte sie sich niedergebeugt und ihren Mund auf seine Hand gedrückt.

„Aber Kind, was thust Du?" Er rief es leise in fassungslosem Schreck, während er sich hastig umblickte, ob niemand den Vorfall bemerkt. Erleichtert athmete er auf, als er die Aufmerksamkeit der alten Dame durch das Abräumen der Tafel in Anspruch genommen sah, während der Banquier einige soeben eingetroffene Briefe las. Vorsorglich zog er den rothseidenen Fenstervorhang vor, sodaß er Gabrielen, welche leise weinend in einen Fauteuil gesunken war, den Blicken der Anderen entzog. Dann neigte er sich über sie und flüsterte, indem seine Hand liebkosend über ihren Scheitel glitt: „Du bist nervös, Kind; komm, bleib' hier ein Weilchen in Deinem Versteck, die Ruhe wird Dir wohlthun, ich sorge dafür, daß Niemand Dich stören soll." Er schritt zu dem Flügel, der zwischen mächtigen Palmengruppen im Hintergrunde des weitläufigen Saales aufgestellt war, und sagte, zu den Uebrigen gewandt, in unbefangenem Tone: „Gabriele möchte, daß ich ihr etwas vorspiele, wenn Sie erlauben, willfahre ich ihrem Wunsche." Natürlich stimmten der Banquier sowohl als Fräulein Feldner lebhaft zu. Manfred Blanden war sehr musikalisch; insbesondere besaß er in hohem Grade die Gabe des freien Phantasierens, von der er schon in Misdroy manche Probe abgelegt, und durch die er jetzt aufs neue seine Zuhörer entzückte. Er spielte wohl über eine Stunde lang, froh, daß er dadurch Gabrielen Zeit verschaffen konnte, ihre Fassung wiederzugewinnen. Diese saß indessen in ihrem Versteck — ein Raub der widerstreitendsten Gefühle. Das Profil des Spielenden war ihr zugewandt, und so hatte sie Muße, ihn zu betrachten und — Vergleiche anzustellen. Die Kerzen des Flügels beleuchteten scharf jeden Zug des ernsten, gebräunten Antlitzes, das, wenngleich edel und charaktervoll im Ausdruck, doch weder schön noch jugendlich genannt werden konnte. Die Runenschrift aber, welche Zeit und Schicksal den Menschenstirnen eingraben, pflegt dieselben wohl Physiognomikern interessant zu machen — bei jungen Mädchen indes jenen Mangel in der Regel nicht zu ersetzen. In dem vollen Lichtschein markirte sich auch deutlich der Lichtschimmer der wie ein Reif auf seinem vollen dunklen Haupthaar lag und Zeugniß gab, daß er die Mittagshöhe des Lebens bereits überschritten hatte.

Gabriele fühlte tief im Herzen die Güte und Großmuth, die er ihr bewies, aber sie konnte nicht umhin, in Gedanken das Bild des schönen, glänzenden Offiziers neben ihn zu stellen, dem sie hatte entsagen müssen; und gegen das brennende Weh, das dabei ihr Herz erfüllte, besaß sie keine Waffen.

Am Abend, als der Banquier seiner Tochter gute Nacht wünschte, zog er sie in seine Arme und sagte mit einem erleichterten Aufathmen: „Blanden ist ein edler, hochgesinnter Mann! Er hat heute eine Delikatesse an den Tag gelegt, die von echt vornehmer Gesinnung zeugt. Ich bin gewiß, mein Liebling, er wird Dich glücklich machen!" „Aber ich, Papa, werde ich ihn denn auch glücklich machen können? so glücklich, als er es verdient?" fragte Gabriele beklommen. „Er hat so ein gutes, großes Herz —"

Der Vater strich ihr beschwichtigend über die blasse Stirn. „Wozu Dich mit solchen Grübeleien quälen, mein Kind? Blanden weiß ja, daß Du ihm keine überschwänglichen Gefühle entgegenbringst, und ist zufrieden damit. Ihm jene andere Neigung einzugestehen, besteht keine Pflicht für Dich, es ist genug, wenn Du den redlichen Willen hast, sie zu bekämpfen,

und mit Energie den Kampf durchführst. Was nützte denn auch im Grunde solch' thörichtes Geständniß? An der Sache selbst würde dadurch doch nichts geändert, Du würdest ihm höchstens Schmerz bereiten und vielleicht sogar die theuer erkauften Früchte Deines Opfers in Frage stellen.“ Gabriele widersprach nicht mehr, aber in ihrem Herzen blieb doch ein dunkles Gefühl von Schuld. Bevor sie in dieser Nacht ihr Lager aufsuchte, kniete sie noch lange am Fenster und schaute zu den Sternen empor, die in magischem Glanz von dem frostkalten Himmel herniederstrahlten. Aus ihrem verzagten Herzen stieg dabei ein stummes, heißes Gebet, daß Gott ihr Opfer segnen und ihr die Kraft geben möge, durch strengste Pflichterfüllung gegen ihren Verlobten das Unrecht zu sühnen, das sie widerstrebend an seinem Vertrauen beging. Auch Blanden ging noch lange in seinem Zimmer auf und ab und sann der seltsamen Veränderung nach, die mit dem strahlenden, lebensfrohen Mädchen vorgegangen, als welches er Gabriele in Misdroy kennen gelernt. Gleichwohl war er zu glücklich und auch zu ahnungslos, um sich dadurch ernstlich beunruhigt zu fühlen. „Sie ist ein scheues, sensitives Wesen,“ dachte er. „Ihr Zartgefühl leidet an dem Gedanken an die pekuniäre Hülfe, die ich ihrem Vater geleistet — das ist alles? Armes, thörichtes Kind! sich um solche Lappalie zu härmen! Ich glaube beinah, sie hat sich gefürchtet vor mir deswegen!“ Ein weiches, zärtliches Lächeln trat auf seine Lippen. „Wie rührend sie aussah in dem schwarzen Gewand! wie ein scheues, verängstigtes Vögelchen. Aber ich glaube, ich habe den rechten Weg zu ihrem Herzen eingeschlagen: ihr Blick, der manchmal so kindlich vertrauensvoll dem meinen begegnete, beweist es mir, und ich will nicht nachlassen, in Geduld | und Schonung, bis meine blasse Rose sich wieder aufrichtet von dem Schlage, unter dem sie jetzt das Köpfchen beugt.“ Er war unwillkürlich stehen geblieben. Die ernsten, grauen Augen schauten mit so großem, leuchtendem Blick vor sich hin, als ob sich vor ihnen eine Zukunft voll Glanz und Glück entschleierte. „Die Vorsehung meint es doch besser mit uns Menschenkindern, als wir denken,“ flüsterte er. „Aus der Entsagung, die meiner Jugend Antheil gewesen, läßt sie mir nun ein spätes und darum vielleicht um so reicheres Glück erblühen . . .“ Es war Gabriele gelungen, nach der fassungslosen Aufregung jenes ersten Tages nach außen ihr Gleichgewicht wiederzufinden und ihrem Verlobten eine ruhige Wärme zu zeigen, welche diesen tiefinnerlich beglückte, so daß er nach Ablauf der selbstgesteckten Frist frohen Herzens abreiste, um zur Leitung der für die junge Frau nothwendigen Vorbereitungen und Veränderungen bis zur Hochzeit auf seinem Gute zu bleiben. Die letztere sollte schon nach sechs Wochen stattfinden. Der Banquier hätte wohl gern den Termin noch hinausgeschoben, aber als er Gabrielen in dieser Hinsicht Vorstellungen gemacht, da hatte sie hastig geantwortet: „Laß mich gewähren, Papa, glaube mir, es ist besser so; ich werde ruhiger sein, wenn alles entschieden ist.“

Ihr Vater mußte wohl einsehen, daß sie Recht hatte. So gab er denn seine Einwilligung zu der schnellen Hochzeit, die man übrigens in der Gesellschaft allgemein sehr vernünftig fand: in der That — worauf sollte das junge Paar noch warten? Im Herrenhause zu Mallehnen begann nun ein emsiges Treiben, Haus und Hof mußten in Stand gesetzt werden, die junge Herrin würdig zu empfangen, und Manfred, welcher sämmtliche Arbeiten persönlich leitete, hatte alle Hände voll zu thun, um seine vielfachen Verschönerungspläne rechtzeitig zur Vollendung zu bringen. Insbesondere jene Zimmerreihe im oberen Flügel mit der Aussicht auf das Meer, von der er Gabrielen gesprochen, nahm seine ganze Thätigkeit in Anspruch. Dort wurde nach seiner Angabe gearbeitet von früh bis spät, bis endlich in jenen Räumen ein kleines Wunder von Geschmack und Luxus geschaffen worden, würdig der Feengestalt, welche künftig darin wohnen sollte. Im Ehrhardt'schen Hause in der Residenz herrschte währenddessen eine womöglich noch größere Hast und Unruhe. Schneiderinnen und Modistinnen gingen aus und ein, beladen mit Kartons und kostbaren Stoffen. Ganze Kisten voll feinen Leinenzeugs, Spitzen und Stickereien wurden in den unteren Räumen des Hauses aufgestapelt, an deren Verarbeitung zahlreiche geschickte Hände unter Fräulein Feldners Leitung in fieberhafter Eile beschäftigt waren. Galt es doch in verhältnißmäßig kurzer Zeit die Ausstattung der jungen Braut fertig zu stellen, die nach des Kommerzienraths Willen so reich und glänzend wie möglich ausfallen sollte. Nichts war ihm schön und kostbar genug. Sein Ehrgeiz gefiel sich darin, sein einziges Kind gleich einer Fürstin auszustatten.

Gabriele kam kaum zu sich selbst bei all' dem Ueberlegen, Einkaufen und Anprobiren. Täglich fuhr Fräulein Feldner mit ihr von einem Magazin zum anderen, und wenn sie endlich spät Abends ihr Zimmer aufsuchte, war ihr Kopf so müde, daß sie die innere Unruhe beschwichtigte, und ehe sie noch recht zur Besinnung gekommen, stand der Hochzeitstag vor der Thüre.

* * *

Es war ein trüber, regnerischer Tag. In der Nacht vorher hatte sich ein heftiges Gewitter entladen, und als Gabriele am Morgen ihr Fenster öffnete, blickte sie in ein feuchtes Nebelgeriesel, das alle Gegenstände nur wie durch einen schweren, grauen Vorhang erkennen ließ. Es tropfte von Halmen und Sträuchern, von Bäumen und Dächern — die ganze Natur schien gleichsam in Thränen gebadet. Das blasse Mädchen am Fenster lauschte eine Weile starren Blickes dem eintönigen Fallen der Tropfen. Dann zog es durch ihren Sinn, daß es dem Volksglauben zufolge nicht gut sei, wenn es der Braut am Hochzeitsmorgen in den Kranz regne, und ein bitteres, trauriges Lächeln zuckte um ihren Mnnd, ihr war es recht so: die grauen Wolken da über ihr waren nicht schwerer wie ihr Herz; heller Sonnenschein an diesem Morgen würde ihr wehe gethan haben — mußte sie doch heute für immer Abschied nehmen von dem, was ihres Lebens Sonne gewesen — selbst von der Erinnerung.

Ein scheuer Blick streifte die glänzende weiße Seide des Brautgewandes, das unweit von ihr über einem Divan ausgebreitet lag. Ein offener Karton auf dem Tischchen daneben enthielt Schleier und Myrthenkrone. Der Anblick der ernsten weißen Blüthen, die so geheimnißvoll mahnend aus dem dunklen Grün hervorschimmerten, ließ Gabrielens Herz in namenloser Bangigkeit erzittern. Sie bebte zurück vor dem bräutlichen Kranze wie vor einer Dornenkrone! Sie wollte nichts mehr sehen von den Hochzeitsvorbereitungen um sie her. Vor ihrem Geiste versank das trübe regenverschleierte Bild da draußen: Die Zauberin Phantasie versetzte sie weit hinweg unter die tropische Sonne Afrikas, in das ferne Wunderland Egypten. Dort unter den Pyramiden mußten ihre Gedanken ihn suchen, der fortan todt für sie sein sollte. Man hatte ihr ja gesagt, daß Gert von Waldau seine Schritte dorthin gelenkt. Er habe seinen Urlaub benutzt, um sich einem Forschungsreisenden anzuschließen, so hieß es, und alle, die davon sprachen, schüttelten die Köpfe über diese unbegreifliche Laune des jungen lebenslustigen Offiziers.

Gabriele hatte stets dazu geschwiegen, sie wußte, was ihn aus der Heimath — aus dem gewohnten Lebenskreise verbannt. Auch warum er gerade jene entlegenen Zonen aufgesucht, glaubte sie zu errathen: dort unter den erhabenen Denkmälern vergangener Größe wollte er die erbärmliche Schwäche und Treulosigkeit eines Mädchenherzens vergessen, das ihn und seine Liebe dem Schicksal aufgeopfert beim ersten Ansturm — so sagte sie sich selbst mit unerbittlicher Strenge. Wohl sprach ihr eigenes Bewußtsein sie frei und wiederholte ihr wieder und wieder, daß sie nicht anders habe handeln können — aber er verachtete sie, daran durfte sie nicht zweifeln: würde er sonst haben scheiden können ohne Abschiedsgruß, ohne ein gutes, verzeihendes Wort? Sie hatte heimlich so sehr danach gehofft in jenen ersten Tagen nach der verhängnißvollen Ballnacht, es würde ihr das Opfer um vieles erleichtert haben. Umsonst — es war ausgeblieben. Doch fort mit diesen Gedanken, Du bleiche Braut; versenke sie für immer in Vergessenheit, denn Du gehörst einem Anderen. Gott steh' Dir bei in Deinem Kampf! — sagte sie nach schmerzlichem Ringen. Gabriele fuhr empor und sah verwirrt in das Antlitz der Zofe, die befremdet auf ihre junge Herrin blickte. „Gnädiges Fräulein überhörten mein wiederholtes Klopfen, es ist bereits die höchste Zeit,“ entschuldigte sie mit geläufiger Zunge ihr Eintreten.

„Verzeihen gnädiges Fräulein, wenn ich Sie erschreckt habe!“ „Es ist gut, Rosa, laß uns denn unverzüglich beginnen,“ erwiderte Gabriele mit mühsam erzwungener Ruhe. Gelassen nahm sie vor ihrem Ankleidespiegel Platz, und während sie sich Rosas geschickten Händen überließ, zwang sie sich, dem eifrigen Geplauder derselben ein aufmerksames Ohr zu leihen. Wenige Stunden später schritt sie, bräutlich geschmückt, an der Seite ihres Vaters durch die gedrängte, volle Kirche, wo inmitten einer glänzenden Hochzeitsgesellschaft der Bräutigam sie erwartete. Blicke der Bewunderung verfolgten sie. Sie sah in der That entzückend aus in dem schleppenden, weißen Kleide, dessen kostbarer Seidenstoff schlicht an der feinen Gestalt herniederfloß. Den einzigen Prunk ihrer Gewandung bildete der köstliche, spinnwebzarte Spitzenschleier, dessen leichtes Gewebe jeder Form sich anschmiegte, und von der Myrtenkrone bis zur Schleppe niederwallend, die ganze Gestalt wie in eine durchsichtige Wolke hüllte. Gabriele Ehehardt konnte mit Recht Anspruch darauf machen, für das Ideal einer Braut zu gelten. Nur etwas allzu blaß erschien sie den bewundernden Zuschauern, durch deren Reihen sie gesenkten Hauptes langsam dahinschritt. Kein noch so leiser Hauch von Farbe belebte die bleichen Wangen, auf die die dunklen Wimpern tiefen Schatten warfen. Auch der Bräutigam fand das, als sie jetzt an seiner Seite auf den Sammetpolstern niederkniete; aber auf seine leise, zärtlich besorgte Frage beruhigte sie ihn mit der geflüsterten Erklärung, das sei wohl nur die Wirkung des grünen Kranzes. Die Zeremonie nahm ihren Anfang. Manfred sah deutlich, wie sie während der Rede des Geistlichen zitterte. „Was fehlt Dir Kind?“ konnte er sich nicht enthalten, noch einmal im Flüsterton zu fragen. „Nichts, mich friert nur,“ gab sie ebenso zurück, bemühte sich aber von da an sichtlich, ihre Schwäche zu beherrschen. Dennoch gelang es ihr nicht ganz. Ihr „Ja“ klang halb erstickt, und Manfred, dessen Besorgniß keineswegs beschwichtigt war, wenngleich er in dem Einfluß der ungünstigen Witterung und der natürlichen Aufregung eine ausreichende Erklärung dafür zu finden glaubte, war froh, als der feierliche Akt zu Ende ging. So schnell, als die Form dies nur immer gestattete, entzog er Gabriele den Gratulationen der Umstehenden und führte sie, die sich schwer auf seinen Arm stützte und sich kaum mehr aufrecht halten konnte, raschen Schrittes dem Ausgange zu. Zahllose bewundernde Blicke folgten den Neuvermählten, denn auch Manfred Blandens hohe Gestalt, mit der vornehmen, militärisch straffen Haltung kam in der schwarzen Kleidung vortrefflich zur Geltung und bildete einen wirkungsvollen Kontrast zu Gabrielens elfenhafter Erscheinung. Dank seiner sicheren und gewandten Führung blieb die Schwäche der Letzteren unbemerkt. Die Marmorbläße ihrer Züge fiel nicht weiter auf, da sie ja schon beim Eintritt in die Kirche an ihr beobachtet worden war.

Selbst als Manfred, an der Treppe angekommen, sein junges Weib ohne Umstände vom Boden aufhob und wie ein Kind die Stufen hinab in den harrenden Wagen trug, fand man darin nichts Befremdendes; man nahm einfach an, er wolle sie vor dem Regen schützen, der noch immer in Strömen herniederrauschte und häßliche Spuren auf der weißen Seide des Brautkleides zurückließ. Manfred athmete auf, als endlich der Schlag sich hinter ihnen geschlossen hatte und die Pferde anzogen. Mit einem zärtlichen Wort beugte er sich über das an seiner Brust ruhende Köpfchen seiner jungen Gattin. Als er jedoch den feuchtgewordenen Schleier von ihrem Antlitz zurückschlug, sah er, daß er eine Ohnmächtige in seinen Armen hielt. —

(Fortsetzung folgt.)

Verpfändete Liebe.

Von Karl Pröll.

(Nachdruck verboten.)

Es war für Richard Malborg die lange hinausgeschobene Zeit gekommen, in der sich die Rodung des Denkens und Willens unweigerlich vollzieht. Ein üppiges Genußleben hatte mit wilden Ranken seine Triebkraft umschlungen, dem Lichte immer mehr den Eingang in sein Innerstes gewehrt.

Weicher Frühlingsnebel, der seine Wangen sanft kosend berührte und die Ferne verhüllte, lud den eleganten Spaziergänger zum Träumen ein. Allein der wiedererwachende kalte Wind stieß ihn plötzlich von der Seite an und brachte frostige Ernüchterung. Da verstummte das Sirenengetöne in seiner Seele, und wie ein greifbares Gebilde stand die Frage vor seinen Augen: Was nun?

Er sah jetzt, wie ein kleiner Knirps an der Seite der etwas größeren Schwester sich dem Schaufenster der Conditorei näherte, das von Zuckerfiguren und anderem süßen Spiel- und Naschwerk erfüllt war. Das verzückte Kindergesicht berühre ihn seltsam und er sagte halb unwillig zu sich: Bin ich vielleicht in meinem Innersten noch ein solcher Knabe? Körperlich emporgewachsen, mit dem Leben vertraut geworden, doch nicht gestärkt in der Willenskunst. Dabei sind bald fünf Jahrzehnte über meinen Scheitel hinweggezogen. Darf ich es noch versuchen, einmal mir selbst anzugehören? Das wäre zum Mindesten eine Abwechslung in dem stets langweiliger werdenden Gesellschaftstreiben, wo ich mich zu zerstreuen glaubte, während Andere mich zum Werkzeug ihrer Vergnügungen machten. Diese Scheinwelt ruft mir jetzt mit Altweiberstimme zu: Siehst Du, ich habe Dich doch betrogen!

Wenige Minuten darauf befand sich Malborg in einem duftigen, dämmrigen Boudoir und plauderte mit der als ebenso geistreich wie pikant geltenden gräflichen Wittwe Constanze Hohenau. Nach einiger Zeit erinnerte er sich, daß er zu einem Herrenabend geladen sei. Er erhob sich und machte eine Verbeugung.

„Sie gehen immer, wenn es interessant wird,“ schmollte die Gräfin.

„Suchen Sie sich einen jüngeren Freund,“ sagte Malborg leichthin, indes seine Rechte durch die etwas ergrauten Locken strich. Die Linke hielt Cylinderhut und Handschuhe.

Die junge Frau, die nachlässig im Fauteuil gelehnt hatte, sprang auf und rief mit zitternder Stimme; „Also Sie sind es, Richard, der unser ungezwungenes Verhältniß brechen will. Und warum?“

„Vielleicht um Ihnen diese Mühe zu ersparen. Ich halte es für unzart, Damen ihren Mantel tragen zu lassen, der sie beschwert. Gewöhnlich mahne ich Sie, sobald der Himmel erlaubt, diesen Schutz gegen Erkältung abzulegen. Sie brauchen wirklich keinen Mantel mehr, Frau Gräfin. Der Frühling kommt in die Welt und Sie werden alle Blüthen an Ihren Busen stecken dürfen, die Ihre weißen Finger erlangen können. Diesmal bin ich der Mantel. Wir wollen ihn mit insektenfeindlichem Pulver einstäuben und ihn zur Wintergarderobe hängen. Es geschieht dies nur zur Beruhigung; denn im nächsten Winter kauft man doch einen neuen Mantel und verschenkt den alten. Uebrigens trete ich morgen eine kleine Reise an.“

„Nach der Riviera?“ fragte Gräfin Constanze.

„Nein, nach St. Petersburg. Ich möchte mir das Vergnügen des Eislaufes noch verlängern. Der Hausarzt behauptet, daß es meinen Nerven gut thue.“

„Sie fangen an, den Sonderling zu spielen. Nun glaube ich wirklich, was mir bisher Ihr stets lebendiger und gewandter Geist zu verbergen wußte, daß Sie altern.“

„Ich danke für die Anerkennung, mit der Sie Ihren Tadel gewürzt haben, Frau Gräfin. Aber Ihren Scharfblick kann ich nicht bewundern. Ich spüre es schon seit längerer Zeit, daß ich alt werde. Es langweilen mich bereits zu viele Dinge — ja selbst die Liebe.“

„Oder, was Sie bisher so zu nennen gewöhnt waren. Seien wir doch aufrichtig gegen einander, Richard. Wir „feineren Leute“ wie der Spott uns nennt, amüsiren uns nur. Die echte, die herzensschwere Liebe ist kein Amüsement, und das Amüsement wird nie Liebe. Sie erbringen gerade jetzt wieder den Beweis dafür. Ich hoffte, einmal Ihr Herz wirklich zu gewinnen; die Angst vor diesem Eingriff in Ihre Ichsucht reißt Sie jetzt von mir fort.“

„Sie irrten, Constanze, als Sie sich eine Gewalt zutrauten, die nur das Weib erringt, das selbst opferfähig geblieben ist. Und Sie irren wieder wenn Sie jetzt die Meinung hegen, Sie könnten mich nicht ebenso leicht als rasch vergessen. Eigentlich sind Sie nur ärgerlich darüber, daß ich das Signal gebe zum Aufbruche. Denn der kleinen Oase in der Lebenswüste, in der wir uns zusammengefunden, waren Sie bereits überdrüssig. Ich bin stets ein guter Frauenspiegel gewesen, der die weibliche Schwäche in ihrem Entstehen

erhascht hat. Also Abschied ohne Groll! Wenn Ihnen jedoch wirklich so viel an mir gelegen ist, als Sie mich plötzlich errathen lassen wollen, — dann, ja dann verpfänden Sie mir Ihre Liebe. Ich will sie sorgsam im Gemüthe aufbewahren und Ihnen Gelegenheit geben, das Pfand im nächsten Winter einzulösen. Ich fürchte, Sie scheuen diese Probe einer Gefühlsstärke, die man in unseren Kreisen Niemandem zumuthet. Sie bleiben eine schöne, geistvolle Frau, aber sentimentaler Anwandlungen hätte ich Sie nie fähig gehalten."

„Richard! Sie kennen mich und kennen mich nicht. Natürlich werde ich Ihnen jetzt keine Rührscene spielen. Allein Ihre seltsame Wette gehe ich ein. Pfand gegen Pfand! Wer bei unserer nächsten Begegnung aufrichtig sagen kann, daß sein Herz unberührt von einer neuen Liebeständelei geblieben, hat gewonnen. Und dürfen ich sowie Sie dasselbe aussprechen, dann haben wir Beide gewonnen!"

„Und der Preis?"

„Ein klares Verhältniß. Echte Freundschaft oder gesunde Liebe!"

„Es sei, Constanze."

Malborg küßte der Gräfin die Hand und verschwand.

* * *

Der erste Schnee und die ersten Ballschuhe, wie reimen sie sich gut zusammen, trotzdem der Gleichklang in den Worten fehlt. Der Mensch ist nicht allein das lachende und weinende, sondern auch das im Reigen sich wiegende und in Paaren tanzende Thier. Der Mensch nur hat Kindergeschichten, die sich unauslöschlich in sein Gedächtniß einwurzeln und süße Thorheiten, welche seine Liebesbrunst adeln. Mit diesen reichen Gaben hat uns die Natur dafür zu entschädigen gesucht, daß sie dem Menschen den Schmerz des Denkens und das Denken des Schmerzes aufgelastet.

Unmittelbar vor dem ersten Balle empfinden Comtessen und kleine Bürgermädchen völlig gleich. Nur die Toiletten, in der sie den glückbeschwingten jungen Leib halb bergen, halb enthüllen, sind ein wenig verschieden. Comtesse Laura, die Tochter der Gräfin Constanze Hohenau, befand sich soeben in der Zurüstung zu einem solchen Balle. Auch die Mutter bereitete sich mit reifer Klugheit für die prächtige Ausstellung ihrer Reize vor. Trotz ihrer Vielerfahrenheit bangte ihr ein wenig davor, daß die keusche Anmuth der Tochter die Blicke der Männer von ihr, der anerkannten Salonschönheit, ablenken könnte. Aber Laura wollte nur tanzen, recht viel tanzen und sich nebenbei an den Triumphen der zärtlich geliebten Mutter erfreuen, von denen sie schon so viel gehört hatte.

Zu dieser Stunde wurde Malborg angemeldet, der, von seiner nordischen Reise zurückgekommen, es sich erlauben durfte, die nahe befreundete Familie zu überraschen. Das Herz Constanzes schlug laut, als ihr das Dienstmädchen die Karte überbrachte. Ihre allein auf den Ball hin gerichteten Gedanken stockten, und sie strich sich über die Stirn, als hätte sie irgend einen Schmuck vergessen.

Da Constanze's Toilette noch nicht vollendet war und nunmehr doppelte Aufmerksamkeit heischte, ließ die Gräfin ihrer Tochter durch die Zofe sagen, sie möge Malborg empfangen. Das aus dem Backfischthum herausschlüpfende Mädchen wurde freudig erregt. Sie erinnerte sich mit der Frische des jugendlichen Gedächtnisses des schönen Mannes, der der Halbwüchsigen öfters über die Locken gestrichen, bis die Mutter hereinkam und die neugierige Seele hinausschickte. Damals war ihr oft recht wehe zu Muthe geworden, ja manchmal zeigte sie sich fast erbost, als wäre eine Vergnügungsfahrt plötzlich abbestellt worden. Sollte jetzt die erträumte Fahrt beginnen?

Da stand er, freilich mit noch etwas mehr Grau in den Haaren, aber mit demselben ernsten, gütigen Auge, das Laura an ihm gewohnt war. Mit dem metallischen Tiefklange der Stimme, die schon früher ihr ein Wohlgefühl geweckt, begrüßte Malborg das herangewachsene, knospenkeusche Mädchen, das freudig in die beiden Hände einschlug, die er entgegenhielt.

„Wie lieblich Sie geworden sind," sagte er mit unverhehltem Erstaunen und hob bereits die freigelassene Hand, als wollte er nach alter Art ihr Haar streicheln. Sie hatte den Kopf geneigt und die Wimpern halb geschlossen. Aber seine Hand berührte nicht ihr Haupt, sondern zog in einiger Entfernung darüber hinweg, als dürfte er jetzt nicht mehr den Scheitel berühren. Dennoch empfand sie diese Bewegung, verspürte es, daß ein elektrischer Strom auf sie überging.

Ablenkend fragte er: „Und wie geht es der Mutter?"

„O, sie ist schöner denn je," erwiderte Laura in lebhaftem Tone. „Sie werden sie gleich sehen."

Malborg lächelte. „Lassen Sie diese Schönheit selbst zu mir sprechen; doch die schweigende Anmuth vor mir bedarf keiner Worte."

Laura erröthete tief, wurde unmuthig darüber und sagte: „Ich glaubte, Sie verehren meine Mutter und nur meine Mutter. Sie ist dessen würdig, von Allen vergöttert zu werden."

„Ist das die nachträgliche Eifersucht des Kindes, dem ich nicht genug Aufmerksamkeit geschenkt" — dachte Malborg. Wunderbare Seelenräthsel, wenn das Kind zum Weibe wird. Doch weltmännisch gewandt, fragte er: „Darf ich mich niederlassen in dem alten Kreis, an den ich in der Ferne recht oft gedacht habe?"

Laura wurde noch verlegener, da sie nun bemerkte, daß sie dem Hausfreunde keinen Platz angeboten hatte. Sie wies auf den Stuhl hin und sagte rührend unbehilflich: „O bitte, bitte!" Und gleichzeitig nahm sie etwas steif Platz, um die Balltoillette nicht zu zerknittern.

Jetzt erschien auch die Mutter und begrüßte Malborg mit sprudelnder Lebhaftigkeit, die gleich eine Menge von Fragen aufflattern ließ. Ist das Natur oder Kunst, unerloschenes Interesse oder schlau geborgene Gleichgiltigkeit? — prüfte im Stillen Malborg. Er sah ihr tief in die Augen, als wolle er bis zum Grunde dringen, bemerkte dabei, daß sich die Fältchen in den Winkeln etwas vermehrt und verlängert hatten. Noch immer schön, aber doch nur wie ein sonniger Herbstabend — war sein Schlußurtheil. Dort geht der Morgen auf, sann er, während ein flüchtiger Blick nach Laura hinüberstreifte.

Die Gräfin erhaschte diesen feuchtschimmernden Blick, der wie der Sonnenstrahl über einen traumesdunkeln Waldsee glitt. Ihr Instinkt rief ihr zu: „Er will zur Fahne der Jugend übergehen. Es gilt einen letzten, verzweifelten Kampf. Lohnt denn auch der Siegespreis?"

Darüber war sich Constanze nicht klar. Doch eine triumphgewohnte Frau liefert keine Beute freiwillig aus. „Entschlossen vorwärts!" so gebot ihr energischer Wille.

Laura hatte sich leise fortgeschlichen.

„Was ist es mit dem Pfande?" sagte die Gräfin, indem sie einen scherzenden Ton annahm.

„Haben Sie denn wirklich das meinige bewahrt?"

„Keine Gegenfrage. Zuerst haben Sie zu berichten."

„Der Mann bekennt nur, wenn er überzeugt ist, daß man ihn nicht überlisten möchte."

„Sie weichen aus, Richard. Sie bringen also das Pfand nicht zurück."

„Und wenn ich zuerst in Erfahrung zu bringen suche, ob ein Austausch gewünscht wird?"

„Vielleicht haben Sie schon einen anderen Austausch vollzogen. Sie sehen verjüngt aus, wie Einer, dem ein neues Licht aufgegangen."

„Ich sah soeben das liebliche Ebenbild der Mutter. Genügt Ihnen diese Offenheit?"

„Ja, gewissenhafter Bote und ungetreuer Anbeter. Ihre Blicke haben bereits Ihren Verrath verkündet, bevor Ihr Mund das Geständniß abgelegt. Sie werden nun wohl um meine Tochter werben?"

Malborg stockte ein wenig. Dieser plötzliche Angriff raubte ihm die anerzogene Besonnenheit. Das gebieterische Weib griff in das Heiligthum seiner Stimmung hinein. Aber er sammelte sich wieder und entgegnete:

„Sie haben, Constanze, gleich einem kühnen Reiteroffizier, das Terrain aufgeklärt. Aber ich nehme den Kampf nicht an und ziehe mich zu meiner Feldwache zurück. Ich will lieber um einen Traum reicher und um eine Thorheit ärmer sein.

„Seit wann haben Sie gelernt, zu verzichten?"

„Seit ich mich zwischen Mutter und Tochter gestellt finde und weiß, daß ich bei der Einen nichts mehr zu verlieren, bei der Anderen nichts zu erobern habe. Eine junge Seele von dem allgemeinen Liebesweg überzuleiten zu einer wirklichen Leidenschaft, damit bescheide ich mich so wenig, wie in den früheren Jahren. Doch besitze ich noch die Klugheit, mir den Schmerz zu ersparen, daß ein Anderer neues Glück gewinnt, während ich neidisch daneben stehe. Ich werde mich deshalb entschließen müssen, der Brautführer Ihrer Tochter zu sein, was vielleicht recht bald geschehen kann. Aber unsere gegenseitigen Pfänder lassen Sie uns ruhig in die Erinnerungslade hineinlegen. Darf ich Sie heute zum Balle begleiten?"

„Es wird mir ein Vergnügen sein, Sie wieder der Gesellschaft zuzuführen, der Sie einige Zeit entfremdet waren. Aber wir bleiben doch Freunde?"

„Seien Sie völlig beruhigt. Wenn die Illusionen zu Ende sind, kommt die zuverlässige Freundschaft an die Reihe. Wir können künftig arglos über die Täuschungen des Lebens und des Herzens mit einander plaudern."

„Ich wünsche nur, daß meine Laura Allen so gefällt, wie sie Ihnen gefallen."

„Sie muß es. Denn die Jugend besitzt den Talisman, den der gereifte Verstand vergebens wieder zu erlangen sucht. Ich werde mich künftig doppelt erfreuen können an der zwingenden Schönheitsmacht der Mutter und an der sieghaften Herzenseinfalt der Tochter."

„Sie weisen mir den bescheideneren Theil zu."

„Wir alle müssen fürlieb nehmen mit dem, was uns bleibt. Und um eine Lehre sind wir reicher geworden. Es nützt nichts, die Liebe zu versichern. Fast immer löst das Pfand ein Anderer aus. Am besten ist es, wie der flotte Student, zu vergessen, daß man etwas verpfändet hatte."

„Sie haben Recht," erwiderte Constanze, die im hohen Wandspiegel nochmals ihre Ballgewandung prüfte, die Handschuhe langsam anzog und zum Fächer griff, während Malborg zum Fenster hinaus die Straßenlaternen überblickte. Die Equipage der Gräfin fuhr jetzt vor.

„Darf ich Ihnen den Arm bieten, Gnädige — nein Freundin Constanze."

„Ich danke, Freund Richard. Stützen wir uns wechselseitig, da uns die Illusionen nicht mehr tragen wollen."

Verantwortlicher Redakteur: A. Beer in Posen. — Druck und Verlag der Hofbuchdruckerei W. Decker & Co. (A. Röstel) in Posen.